

Nr. 140. Bromberg, den 22. Juni 1932.

Das goldene Netz

Roman von E. Phillips Oppenheim.

(22. Fortsetzung.) ——

Winifred wartete auf ihn in der Halle des kleinen Hotels in der Dover Street. Er hatte sie auf ihren Wunsch seit drei Tagen nicht gesehen. Aber auf die Veränderung, die er jetzt wahrnahm, war er nicht vorbereitet gewesen. Sie sah tadellos aus in einem Kleid letzter Mode und trug einen Hut, den sogar er als etwas Besonderes aus der Bond Street erkannte. An jeder Kleinigkeit sah man, daß sie eine Frau war, die wußte, daß sie von allem das Beste bestellen konnte und es auch tat. Und mit diesem Wechsel in ihrer Kleidung schien auch ein gleicher Wechsel in ihrem Benehmen eingetreten zu sein: ihre Sicherheit im Auftreten war mit einer gewissen schlaffen, anmutigen Ungezwungenheit verbunden.

„Sie haben sich beinahe um zehn Minuten verspätet", sagte sie ruhig. „Wohin führen Sie mich frühstücken?"

„Wohin Sie wollen", antwortete er. „Wie wäre es mit Prince's?" Sie nahm ein goldenes Täschchen und einen winzig kleinen schwarzen Hund aus den Händen der nett gekleideten Jungfer, die neben ihr stand, und ging durch die Türe, die er ihr offen hielt. Das seidene Rascheln ihrer Dessous, die schmalen, schlanken Fesseln, waren ihm Offenbarungen. Er gab seinem Chauffeur einen Befehl und setzte sich neben sie.

„Sie scheinen ein großes Anpassungsvermögen zu haben!" sagte er.

„Das ist eine Eigenschaft meines Geschlechtes", sagte sie. „Ich hatte genügend lange Zeit, um diese Kenntnisse zu erwerben. Ich glaube, es liegt kein Grund für die Fremden vor, unsere Verlobung überraschend zu finden."

Er sah sie prüfend an. „Ich denke nicht," sagte er, „daß wir uns davor zu fürchten brauchen."

„Sie schmeicheln mir."

„Keineswegs", antwortete er. „Die Leute mögen sich vielleicht wundern, wie es möglich ist, sich in jemanden zu verlieben, dessen Gesichtsausdruck so sehr dem der Statuen hier drinnen gleicht." Er wies auf eine Galerie, an der sie eben vorbeifuhren. „Sie haben keine andern Fehler. Jedenfalls nicht in Ihrer äußeren Erscheinung."

Sie lachte — ein Lachen, das keine Röte in ihre Wangen und keinen Glanz in ihre Augen brachte. „Ich bin eine Statue," sagte sie, „die noch nicht zum Leben erweckt ist. Sie waren ein wenig nachlässig bis jetzt. Sie haben nie versucht, mir den Hof zu machen."

„Wollen Sie damit sagen —", sagte er, indem er sich zu ihr neigte.

Sie schob sanft seine Hand zurück und sagte: „Bitte, machen Sie sich nicht lächerlich. Sie müssen doch wissen, daß solche Dinge unter diesen Umständen ausgeschlossen sind."

„Für immer?" fragte er.

„Gewiß!"

„Vielleicht werden Sie ein kleines Anstandsbuch anlegen", bemerkte er. „Ich tappe manchmal im Dunkeln bezüglich dessen, was von mir erwartet wird."

„Sie werden es mit der Zeit schon erfassen", antwortete sie. „Ist das Prince's? Ich bin neugierig, ob es mir gelingen wird, mich so zu benehmen, als ob ich jeden Tag meines Lebens hier gefrühstückt hätte!"

Kapitel XIV

Nachmittagseinkäufe

Deane fand ein eigenartiges Vergnügen darin, das Benehmen seiner Begleiterin zu beobachten. Ihr Anpassungsvermögen war fast unglaublich. Sie lächelte im richtigen Augenblick über den diensteifrigen Maître d'Hôtel und zeigte gerade das nötige Interesse für das Frühstück, das Deane bestellte. Das Restaurant war recht gut besucht, aber es war niemand da, der mehr Beachtung erforderte, als Deane und das Mädchen, das ihm gegenübersaß, schlank und elegant. Sie war keineswegs schweigsam, obwohl ihre Konversation größtenteils aus Fragen bestand. Sie hatte ein unfehlbares Talent, die bemerkenswertesten der Anwesenden zu entdecken, und sie erkundigte sich unaufhörlich über diese. „Ich möchte wissen," sagte Deane, als ihre Mahlzeit sich dem Ende näherte, „ob sozialer Ehrgeiz sich unter Ihren sorgfältig versteckten Plänen befindet?"

„Das weiß ich nicht", antwortete sie. „Man entwickelt sich natürlich je nach den Verhältnissen. In den Bureaus von Messrs. Rubicon & Moore kümmerte ich mich wenig um jene Welt, von der ich nur in den Gesellschaftsnotizen der Zeitungen lesen konnte. Wenn man mit den Dingen in Berührung kommt, lernt man sie schätzen. Es ist immer interessant, Leute zu kennen."

„Ich fürchte," sagte Deane ironisch, „daß meine Freunde nicht das sind, was Sie modern nennen würden."

„Ihre Freunde?" bemerkte sie, indem sie ihn ansah. „Ich werde mir später meine eigenen Freunde suchen."

„Was für ein Leben führten Sie," sagte er, „bevor Sie zu Messrs. Rubicon & Moore gingen? Ich hörte immer, daß Ihre Angehörigen sehr arm, aber aus anständiger Familie seien."

„Da haben Sie vollkommen richtig gehört", antwortete sie ruhig.

„Wollen Sie mir also sagen, wo Sie das Tragen der Kleider gelernt haben und den Schliff des gesellschaftlichen Lebens?"

„Mein lieber Mr. Deane," sagte sie, „es ist die angeborene Gabe der Frau, sich schnell zu assimilieren, besonders", fügte sie nach einer kleinen Pause hinzu, „in einer Umgebung, die sie sich immer gewünscht hat. Oft, wenn ich mit der Maschine in diesem elenden, kleinen Bureau Preislisten schrieb, in einem schwarzen Lüsterkleid, mit einem Hut, der mir gegenüber hing — einem schwarzen Strohhut mit verblaßten Blumen, der mich drei oder vier Schillinge gekostet hatte —, mit gestopften Strümpfen und geflickten Schuhen — habe ich für einige Minuten aufgehört und nachgedacht, wie das große Leben sein muß. Ich glaube, ich habe eine angeborene Fähigkeit dafür, weil ich darüber nachgedacht, es erwogen und begehrt habe."

Deane sah sie erstaunt an. „Lassen Sie sich beglückwünschen", sagte er. „Sie spielen Ihre Rolle tadellos. Wenn ich in der Lage wäre, Bedingungen zu stellen —"

„Das sind Sie nicht", unterbrach sie ihn kurz. „Bitte, verlangen Sie die Rechnung. Ich will mit Ihnen einkaufen gehen."

Sie verließen an der Ecke der Bond Street das Auto. Winifred hatte den Wunsch geäußert, ein wenig zu gehen. Sie unterwarf beinahe jede Frau, die an ihnen vorüberging, einer eingehenden Prüfung. Die Männer sah sie kaum an. Ihr größtes Interesse erregten die Schaufenster, besonders der großen Juweliere.

„Sie haben mir noch keinen Verlobungsring gegeben", sagte sie plötzlich. „Wir werden hineingehen und einen auswählen."

Er folgte ihr gehorsam und stand neben ihr, während sie genau beschrieb, was für einen Ring sie haben wollte. Ihr Benehmen erheischte Achtung. Sie wußte genau, was sie haben wollte: einen Ring aus den schönsten und seltensten Steinen, ganz modern gefaßt. Sie zeigte keine Begeisterung — zögerte selbst, als ihr ein besonders schönes Stück gezeigt wurde. Er war für eine Königin angefertigt worden, aber etwas war schlgegangen — etwas Politisches — und sie hatten sich nicht getraut, ihn zu liefern. Selbst Deane war starr, als ihm der Mann den Preis ins Ohr flüsterte, aber Winifred zuckte nicht.

„Ich denke, das ist das Richtige", sagte sie, sich an Deane wendend. „Es ist fast das, was ich mir wünsche. Ich brauch auch noch ein paar Nadeln — Smaragden und Brillanten sind mir das Liebste."

Der Verkäufer brachte eine Platte aus dem Schaufenster. Sie sprach von Perlen und sah jene, die ihr gezeigt wurden, mit Kennerblicken an. „Ich werde sehr bald eine Perlenschnur brauchen", sagte sie dem Verkäufer, „aber jetzt noch nicht. Vielleicht wollen Sie so gut sein, Mr. Deane zu verständigen, wenn Sie genügend von der Größe und Farbe haben, die ich suche."

Es wird uns ein großes Vergnügen sein, uns dieselben zu verschaffen, gnädige Frau", sagte der Verkäufer, indem er sich verneigte.

Deane zog sein Scheckbuch hervor und stellte einen Scheck auf mehr als zweitausend Pfund aus. Winifred streifte ihren Handschuh gleichgültig ab und steckte sich den Ring an. Die andern Sachen ließ sie sich schicken. Als sie das Geschäft verließ, schien es Deane, als hätten ihre Wangen etwas Farbe und ihre Augen ein wenig Glanz.

„Schmuck interessiert Sie?" bemerkte er, als sie einen Augenblick auf der Straße standen.

„Ja!" antwortete sie. „Natürlich. Alle derartigen Dinge interessieren mich. Ich sehnte mich mein ganzes Leben danach, die Berührung von Perlen auf meiner Haut zu fühlen, etwas an meinem Finger zu haben, das ich ansehen und bewundern kann, nicht nur als Gegenstand an sich, sondern auch wegen des Wertes, den es vorstellt. Kommen Sie und kaufen Sie mir Blumen. Mein Wohnzimmer ist wie eine Wildnis. Dann will ich zur Modistin gehen."

Deane folgte ihr gehorsam in den gegenüberliegenden Blumenladen. Sie wählte ein großes Bund rosa Rosen und weißen Flieder.

„Wie viele von den Rosen, gnädige Frau?" fragte der Verkäufer.

Sie sah ihn mit in die Höhe gezogenen Augenbrauen an „Oh! Schicken Sie das ganze Bund", antwortete sie nachlässig.

„Es sind vier Dutzend, gnädige Frau", bemerkte der Mann, sich verneigend.

Sie nickte gleichgültig. Die Tatsache, daß jede einzelne einen Schilling kostete, schien sie nicht zu bekümmern.

„Ist das der ganze Flieder, den Sie haben?" fragte sie, ehe sie das Geschäft verließen.

„Alles, was ich augenblicklich habe, gnädige Frau" antwortete der Mann.

„Bitte, verschaffen Sie sich noch welchen", sagte sie. „Diese Wohnzimmer in den Hotels", fügte sie hinzu, sich an Deane wendend, „scheinen einen eigenen Geruch zu haben. Man kann ihn nur loswerden, wenn man überall Blumen hat. Jetzt gehe ich hier herein", sagte sie, indem sie vor einem kleinen Modistengeschäft stehen blieb. „Sie müssen auf mich warten — ich weiß, Sie sehnen sich nach einer Zigarette — aber geben Sie mir vorher Ihre Brieftasche."

„Ich fürchte", sagte Deane mit unerschütterlicher Ruhe, „daß deren Inhalt Ihnen wenig nützen wird, denn ich habe nur zwanzig Pfund bei mir. Wenn Sie das nehmen wollen", — er gab ihr die Noten — „werde ich einen Scheck beheben. Es wird nur ein paar Minuten dauern."

Sie nickte zustimmend und verschwand in dem Geschäft. Als sie herauskam, war Deane bereits zurück und sprach mit einigen bekannten Herren. Sie sahen Winifred etwas neugierig an, als sie grüßten und weitergingen.

„Wir können unsere Einkäufe jetzt behaglicher fortsetzen", sagte Deane. Sie übersah den spöttischen Ton. „Man braucht eine Menge", sagte sie. „Die Frau hier drin stellt gerade meine Rechnung zusammen, ich denke, ich werde noch dreißig Pfund brauchen!"

„Ich fürchte," sagte er, „daß Sie nicht gefunden haben, was Sie suchen. Der Betrag erscheint mir zu gering."

„Da war noch ein Spitzenneglige, ich konnte mich aber nicht entschließen. Vielleicht sollte ich es doch nehmen."

Sie kehrte in das Geschäft zurück und er folgte ihr. Das Spitzenneglige lag noch auf dem Sessel, und einen Augenblick später breitete die kleine lebhafte französische Verkäuferin es vor Deane aus und versicherte ihm, daß Madame darin wie ein Traum aussehen würde. Es war sehr duftig, sehr zierlich und äußerst kostspielig. Deane hörte den Preis ohne zu zucken.

„Ich glaube, Sie sollten es nehmen", sagte er. „Ich bin überzeugt, daß Sie darin entzückend aussehen werden."

Sie beugte sich über einige Spitzentaschentücher, ängstlich seinen Blick vermeidend. „Gut", sagte sie. „Ich denke, das ist jetzt alles."

Sie waren wieder auf der Straße.

„Ich brauche ein Reisenecessaire", sagte sie etwas plötzlich.

„Da sollten wir unter jeder Bedingung zum Juwelier zurückkehren", meinte Deane. „Wollen Sie die Einrichtung aus Perlmutter oder Gold?"

„Ich weiß nicht," antwortete sie, „ich möchte mir einige ansehen."

Sie brauchten ungefähr zwanzig Minuten zur Wahl. Deane schrieb abermals einen Scheck. Er hatte selbst einige Vorschläge gemacht, die das Necessaire sehr verteuert hatten.

„Wohin jetzt?" fragte er.

„Ich brauche Handschuhe sagte sie. „Vielleicht wollen Sie in Ihr Bureau zurückgehen? Ich darf Sie nicht den ganzen Nachmittag in Anspruch nehmen."

„Ich stehe vollkommen in Ihren Diensten", versicherte er. „Glauben Sie mir, Einkäufe besorgen ist für mich eine interessante Neuheit!"

„Sie wollen damit sagen," meinte sie, „daß Sie den Eindruck beobachten, den es auf mich macht. Sagen Sie, wie ich Ihnen vorkomme?" „Es scheint, als ob Sie dazu geschaffen wären", antwortete er, „aber es macht auch den Eindruck, wenn ich so sagen darf, als ob Sie einem jahrelang gehegten Wunsch nachkommen. Es ist eine Art Ungestüm, mit dem Sie sich die Sachen aneignen, die Sie haben wollen. Ich beklage mich nicht", fügte er schnell hinzu. „Während man verlobt ist, ist es einem angenehmer, mit einem Lebewesen verlobt zu sein, als mit einem Automaten."

„Hier, glaube ich, werde ich die Handschuhe bekommen, die ich suche", sagte sie.

Ihre Einkäufe hier zeigten etwas mehr Zurückhaltung. Dennoch war alles, was sie wählte, das Beste seiner Art. Als sie herauskamen, schien ihr Appetit etwas gestillt. Sie ging ganz gleichgültig.

„Wissen Sie, daß es beinahe halb fünf Uhr ist?" sagte er. „Darf ich Sie zu einem Tee führen?"

Sie nickte. „Danke. Das wäre sehr nett."

„Wollen Sie zu mir kommen, oder sollen wir ins Carlton gehen, etwas Musik hören?"

Sie sah ihn schnell an und dann gleich wieder in ein Schaufenster. „Ins Carlton, bitte", sagte sie kühl.

Sie standen an der Straßenecke und warteten, bis das Auto vorfuhr. Sie blickte in die Auslage einer Blumenhandlung.

„Möchten Sie noch Blumen haben?" fragte er.

Sie führte ihn ohne zu erwidern in das Geschäft. Es war ein Haufen roter Rosen da, über den sie sich beugte und aus dem sie eine wählte. „Diese möchte ich haben, bitte", sagte sie.

„Nur eine, gnädige Frau?" fragte der Geschäftsmann.
„Nur eine", antwortete sie gelassen. „Ich werde sie mir hier anstecken, bitte schneiden Sie den Stengel etwas ab", fügte sie hinzu, indem sie eine Brosche am Busen aufmachte. „Wollen Sie bitte zahlen?" wandte sie sich an Deane.
„Wollen Sie wirklich sonst nichts?" fragte er.
„Nichts", antwortete sie.
Sie verließen das Geschäft und er half ihr in den Wagen. Deane fühlte seine Pulse heftiger schlagen, obwohl ihre Hand in der seinen ganz bewegungslos gelegen hatte. Er fragte sich, welche Laune sie veranlaßt haben mochte, nur diese eine Blume zu begehren.

(Fortsetzung folgt.)

Sommerfrische vor 2000 Jahren.

Es ist alles schon dagewesen." — Baedeker, Taxameter und das Weekend.

Von Leo Barth.

„Es ist alles schon dagewesen", sagt Ben Akiba, und er mag recht haben. Auch die Gewohnheit, in die Sommerfrische zu reisen, ist schon mehr als 2000 Jahre alt. Ja selbst die neuzeitliche Sitte des Weekends hat es schon bei den alten Römern gegeben, wenn es auch damals nicht „Wochenende" hieß und nicht von Sonnabend Mittag bis Montag früh dauerte. Sogar eine Art Baedeker und Taxameter besaßen unsere Vorfahren.

Während der Wintermonate verreisten nur die ganz Reichen. Die Beschwerlichkeit der Reise und das Räuberunwesen machten die kürzeste Fahrt zu einer recht gefährlichen Unternehmung. Kam aber der Frühling, stellten sich die ersten wärmeren Tage ein, so wollte jeder Städter aus der Stadt heraus, um die Schönheiten der Natur zu genießen.

Die, welche nicht genügend Geld besaßen, um weite Reisen zu unternehmen bevölkerten an warmen Tagen Roms Umgebung. Auf der Via Appia, Via Latina und Via Valeria herrschte an solchen Tagen eine wahre Völkerwanderung. Müde und abgespannte Menschen zogen in hellen Scharen ins Freie und verschafften sich das Vergnügen, einige Stunden ausruhen zu dürfen.

Die Reichen verschmähten jedoch dieses billige Vergnügen und unternahmen während der Sommermonate recht kostspielige Reisen. Die beliebtesten Sommerfrischen waren zu jener Zeit die in der Nähe von Neapel gelegenen Orte Alsium, Ostia, Antium, Tarracina, Cumae und in der Bucht von Neapel Puteoli, Misenum, Surrentum und Capri. Venedig existierte damals zwar noch nicht; aber auch das Altertum hatte seinen Lido, nämlich Alpinum, das in der Nähe des heutigen Venedig errichtet wurde.

Die Hauptvorbedingungen für weite Reisen, die guten und gepflegten Wege, waren damals vorhanden, und es gab auch Wegweiser, itineraria genannt, die, wenn auch in ganz primitiver Form, unserem heutigen Baedeker entsprachen. Der römische Schriftsteller Vegetius berichtet, daß diese recht ausführlich gehaltenen Wegweiser auch vom Militär benutzt wurden und die heutigen Militäratlasse ersetzten. Die itineraria verzeichneten die einzuschlagenden Wege und die Entfernungen.

Zahlreiche Reisewagen waren zu jener Zeit mit einem Schrittmesserautomat ausgerüstet, die unseren heutigen Taxametern entsprachen. Auch die Institution der Schlafwagen war vor 2000 Jahren nicht unbekannt. Die reichen Leute reisten in Wohnwagen, in denen regelrechte Betten aufgestellt waren. Diese uralten wagons-lits hießen damals dormitoria.

Die damaligen Millionäre entfalteten auf ihren Reisen einen geradezu unerhörten Luxus — Nero reiste mit 1000 Wagen, in welchen er seine ganze Hofhaltung mitnahm. Seine Gattin Poppäa gebrauchte für ihre Pferde goldene Hufe und führte ständig 500 Esel mit sich, damit sie tagtäglich in Eselmilch baden konnte.

Der Millionär Seneca hatte einmal einen ganz bizarren Einfall. Er beschloß, mit seinem Freunde Caesonius Maximus als armer Mensch zu reisen. Die beiden ließen sich einen einfachen Wagen bauen, nahmen nur einen Diener mit sich und blieben zwei Tage außerhalb Roms. Seneca erzählte dann, daß er sich während dieser beiden Tage sehr wohl gefühlt habe. Als sie aber einem vornehmen Reisenden in seinem eleganten Wagen mit einer großen Anzahl Dienerschaft begegneten und dieser sie geringschätzig ansah, schämten sich beide und kehrten schleunigst nach Rom zurück.

Die Reisewagen der Mächtigen waren mit jedem nur erdenklichen Komfort eingerichtet. Der Naturforscher Plinius ließ sich einen Schreibtisch in seinen Wohnwagen einbauen und arbeitete auch während der Reise. Kaiser Claudius spielte während der Reise mit seinen Freunden Würfel.

Auch die Reisenden der Antike führten oft Klage über die Zollbeamten. Diese mußten nämlich jeden Gegenstand, der zur Reise nicht unbedingt notwendig war, verzollen. Sie hatten auch das Recht, das Gepäck der Reisenden durchzusuchen und nicht angegebene zollpflichtige Gegenstände zu beschlagnahmen. Plutarch sagte einmal: „Ich habe die Zollbeamten nicht gern; denn sie richten in meinem Gepäck immer eine riesengroße Unordnung an."

Die Sommerfrischen der damaligen Krösusse waren mit einem geradezu unerhörten Pomp eingerichtet. Die Villen der Millionäre glichen regelrechten kleinen Städten. Statius berichtet über die berühmte Villa von Felix Pollius, die den größten Teil der Bucht von Sorrento einnahm. Die Villa, flankiert von zwei Tempeln und einem Badehaus, wurde aus dem teuersten Marmor errichtet. Die Inneneinrichtung der Villa bestand aus Goldmöbeln. Welcher Luxus zu jener Zeit entfaltet wurde, geht aus einem Beispiel hervor: Plutarch erzählt, daß Lucullus die in Misenum gelegene Villa von Marius für nicht weniger als 2 500 000 Denar (etwa 2 Millionen Mark) erworben habe.

Im Jahre 1893 wurde in Boscoreale, in der Nähe von Pompeji, eine Villa ausgegraben. Diese Villa besaß eine Art Zentral- und auch Warmwasserheizung. In dem einen Weinkeller fand man mehr als 10 000 Stück Goldgeld, 6 goldene Armbänder und ein goldenes Halsband. Die Forscher nehmen an, daß diese Schätze während des Ausbruchs des Vesuv im Jahre 79 dorthin geschafft worden sind.

Das vornehmste Modebad war zu jener Zeit Baiae in der Bucht von Neapel. Im März und April herrschte dort Hochsaison. Das Hauptereignis der Saison war die große Regatta, von der noch nach Wochen gesprochen wurde. In diesem Modebad wurden Unsummen ausgegeben. Caligula stellte hierbei den Rekord auf. In kurzen drei Monaten gab er 175 Millionen Sesterzen (etwa 42 Millionen Mark) aus.

Felice gegen Felice.

Skizze von Grete Massé.

Adrian liebte Felice und sagte es ihr.

Auch Felice liebte Adrian, aber sie fand Gefallen daran, es ihm nicht zu sagen. Wenigstens nicht gleich. Es war so spannend, Adrian glauben zu lassen, Felice wolle ihn nicht. Es würde eine große Szene geben und Felice — es ist bedauerlich, das sagen zu müssen — Felice liebte ein wenig Komödienspiel und feine Verstellung.

Es gab jedoch keine große Szene, denn Adrian wurde bei Felicens Abweisung derartig blaß, daß sie erschrak und rasch genug Komödie und Verstellung unterlassen wollte. Aber Adrian war enteilt, bevor sie noch das erste Wort ihres Widerrufs hatte hervorbringen können. Sie starrte auf die Türe, hinter der er verschwunden.

Felice weinte zuerst um den Entflohenen. Dann entschloß sie sich zum Trotz. Sie wußte: er wirkte an ihr pikant, verwirrend, modern.

Also trug Felice Trotz. Zugleich mit einem neuen geblümten Frühjahrskleidchen mit kurzen Flügelärmelchen.

Drei Wochen, nachdem Felice seine Werbung nicht erhört, bekam Adrian es satt, sich in seiner Wohnung wie ein Eremit, unsichtbar für jedermann, zu vergraben.

Er ging aus. Doch mied er alle Orte, an denen er sonst mit Felice zusammengetroffen.

Einmal geriet er in ein Vorstadttheater. Es wurde ein Stück gespielt, das lustig sein sollte, aber langweilig war. Doch spielte darin ein Mädchen eine kleine Rolle, die auffallend Felice glich.

Adrian betrachtete sie lange. Er ließ sich von der Programmverkäuferin ein Opernglas geben und betrachtete das Mädchen noch kritischer. Auch durch das Opernglas sah es Felice ähnlich.

Adrian dachte angestrengt nach. Es war fast schmerzhaft, dieses Nachdenken.

Nach Schluß der Vorstellung wartete Adrian mit Blumen und Konfekt auf das Mädchen, dem Felice ähnlich sah. Als es kam, drückte er der Schönen Pralinen und Blumen in die Hand und sagte: „Sie sind mein Fall!"

Dann lud er Wanda Schütz zu einer Flasche Wein in eine nahe gelegene Weinstube. Dort begann Adrians mühselige, aber erfolgreiche Erziehung der Vorstadtschauspielerin zu Felicens Doppelgängerin.

Als diese Erziehung vollendet war, mied er nicht mehr jene Orte, wo er mit Felice zusammen treffen konnte, sondern suchte sie auf — gemeinsam mit seiner Partnerin.

— — — — — —

„Ihr seid also wieder versöhnt, Adrian und du?", sagte Felicens Kusine, Frau von Rittner, als sie sich im Frisiersalon neben Felicens Kabine Dauerwellen machen ließ.

„Wieso versöhnt?", wunderte sich Felice.

„Nun, wir sahen euch doch gestern tanzen in der Halali-Bar. Allerdings machten wir uns nicht bemerkbar, denn junges Glück soll man nicht stören!"

„Himmel, sie redet irre", dachte Felice. „Sollte die Hitze des Dauerwellenapparates ihr geschadet haben?"

Aber die Leute, die Felice und Adrian zusammen gesehen haben wollten, mehrten sich.

Felice glaubte schließlich an eine Verschwörung in dem Sinne, daß alle Menschen sich verabredet hätten, ihr von Adrians und ihrer erneuten Verbundenheit zu sprechen.

„Wenn du es nicht bist, die man mit Adrian sieht", sagte schließlich ein Freund, „so hast du eine Doppelgängerin!"

Diese Worte ärgerten Felice sofort. Denn welche Frau haßt es nicht, doppelt sein zu sollen und legt Wert darauf, einzig zu sein? — Immerhin hatte Felice keine Ruhe, bis sie die Doppelgängerin gesehen. — —

Merkwürdig! Adrian in einem Flirt mit einer anderen Partnerin zu wissen, hätte Felice mit einem gewissen Gleichmut ertragen. Wenn er sich mit einer Agnes, einer Renate, einer Anne-Liese oder einer Ingeborg gezeigt, sie hätte es vielleicht erduldet.

Ihn aber mit einer Frau zu sehen, die ihr glich wie ihr Spiegelbild: das eigene kühne Blond noch einmal zu sehen, frisiert nach Felicens Geschmack, die gleiche Haltung, die gleiche Art, den Kopf zu tragen, die gleichen kleinen, liebenswürdigen Ungezogenheiten, die man Felice verzieh, weil sie eben Felice war — das machte das Mädchen erzittern. Adrian lachen zu hören, Worte wechseln, verliebte Blicke tauschen zu sehen mit einer Felice, erschien ihr nicht nur der Gipfel der Verruchtheit, sondern auch die zerschmetterndste Demütigung, die sie hätte treffen können.

Ach, es war raffiniert, Felice auszuspielen gegen Felice!

Jetzt war es Felice, die sich wie eine Eremitin einsam in ihrer Wohnung vergrub und angestrengt nachsann. Es war fast schmerzhaft, dieses Nachdenken. Es machte ihr Gesicht länger und fürchterlich finster. Es stand ihr lange nicht so gut wie der kleine Trotz, den sie kokett zusammen mit dem neuen Kleidchen getragen. — —

— — Es war in der Garderobe des Vorstadttheaters, in der Felice der anderen Felice gegenüber saß.

Die echte Felice zögerte, mit ihrem Anliegen heraus zu kommen. Die falsche Felice puderte sich Nase und Kinn und äugte verstohlen seitwärts nach der verstörten Besucherin.

„Adrian?", fragte schließlich die falsche Felice, als die echte Felice noch immer nach Worten suchte.

„Ja, Adrian!!", rief die echte Felice erlöst, da die Gegnerin einen Schritt auf das Ziel zu gemacht hatte.

„Wenn also Adrian, dann ist ja alles ganz einfach", meinte die falsche Felice.

„Was meinen Sie mit „einfach"?", fragte die echte Felice naiv. Die falsche Felice näherte ihr Gesicht dem Spiegel, zog mit dem Stift den Bogen der linken Augenbraue nach und schwieg.

Der echten Felice wurde es schwül. Sie öffnete ihre Handtasche, um nach dem bemalten porzellanenen Fläschchen mit Kölnisch Wasser zu suchen. Dabei geriet ihr ihr Scheckbuch in die Hand. Sie zog es hervor und erkannte an dem Blitzblick der falschen Felice, daß für Wanda Schütz „einfach" ein selbst auszufüllender Blankoscheck war.

Mit einem Lächeln, das nicht mehr das Lächeln Felicens, sondern das eigene Lächeln war, schrieb die Vorstadtschauspielerin eine vierstellige Zahl zierlich in das Formular.

„Adrian erwartet mich jeden Abend nach der Vorstellung vor dem Theater mit seinem Auto", sagte jenes Wesen, das nach Erblicken des Scheckbuches, schnell wie Sternschnuppenfall, alles von sich abgeworfen, womit sie die echte Felice kopiert. „Bleiben Sie! Sehen Sie sich die Vorstellung an! Auch im Vorort spielt man nicht übel Theater. Und nach Schluß der Vorstellung gehen Sie anstatt meiner zu Adrians Auto!"

Felice lächelte nervös und ein wenig gequält.

Wanda Schütz aber knipste gleichmütig den Strumpfhalter in ihren Seidenstrumpf. — —

— — So fuhr also Adrian mit der echten, statt mit der falschen Felice durch die Nacht.

Die Nacht tat alles, um so zu sein, wie eine Nacht sein soll, in der erzürnte Liebende sich versöhnen. Sie gab alles her. Funkelnden Mond, Sterne und sanften Vorsommerhauch.

Der Vorsommerhauch bewegte leise das kurze Schleierchen, das Felice an ihrem schrägen Hütchen trug. Es reichte nur über die Nase und ließ den Mund frei, so daß Gelegenheit genug war, ihn küssen zu können.

Aber Adrian ließ den ganzen Weg diese Gelegenheit ungenutzt.

Felice dachte entzückt: also geküßt hat er die Wanda Schütz nicht. Auch gesprächig war er nur, wenn man ihn mit ihr sah und er sich beobachtet wußte. Beim Alleinsein interessierte sie ihn nicht mehr als eine Mauer oder ein leeres Blatt Papier.

Aber als der Wagen hielt, neigte sich Adrian blitzschnell und küßte die Lippen unter dem Schleier.

„Wem gilt dieser Kuß?", fragte Felice. „Wanda Schütz oder — Felice?"

„Sieh selbst", sagte Adrian, lachte und half ihr beim Aussteigen . . . Und sie sah mit Staunen: Adrian hatte Felice gefahren vor Felicens Haus.

Auch Adrian liebte also ein bißchen Komödienspiel und feine Verstellung.



Im Zweifel.



„Hör' mal, mein Junge, um zu fluchen, bist du aber noch zu klein!"

„Und Mutter sagt, ich sei zu groß, um noch zu weinen. Was soll ich denn da machen, wenn ich mich in den Finger geschnitten habe?"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg